

Todeswache in Sibirien

Waldemar S. Jesske



TEIL 1: IN DER VERBANNUNG

„Beweist eure Worte!“ Der grimmige Stammesführer der Kirgisen starrte jeden von uns im Raum an. „Einer unserer Hautopfer-Priester hat uns berichtet, dass ihr Lügner und Betrüger seid und nicht beweisen könnt, dass der Tag zur Anbetung Gottes der Sonntag ist. Sollte das stimmen, werdet ihr sterben, denn wir wollen die Lügen des weißen Mannes hier nicht!“ Damit wirbelte er herum und verließ unsere kleine Kapelle.

Ein Schauer des Schreckens durchfuhr den kleinen Raum. Die Kirgisen waren sehr gefürchtet. Diese mongolischen Stammesangehörigen hatten einen grausigen Brauch: Sie gerbten Menschenhaut. Erregte man ihren Zorn oder bekamen sie nicht ihr Recht, zogen sie ihren Opfern die Haut ab, um sie zu gerben und daraus „wertvolle Gegenstände“ zu machen. Der Prediger rannte aus der Kirche hinter dem Häuptling her. „Es wird einige Tage dauern, doch wir werden den Text finden“, rief er. Drei Tage Frist wurden uns gewährt.

Wir waren Verbannte – Fluchtmöglichkeiten gab es keine in der Eiswüste Sibiriens. Unsere einzigen Transportmittel waren ein paar halbwilde, kürzlich eingefangene Ponys. Doch wir gaben den Mut nicht so schnell auf, waren wir doch der Meinung, durchaus zu wissen, was wir glauben. Der Prediger rief uns alle in unsere kleine Lehmziegelkirche. Die vorhandenen Bibeln wurden an alle verteilt, die lesen konnten und verstanden,

wonach wir suchten – einem Bibeltext, der die Heilighaltung des Sonntags, des ersten Wochentages belegte. So einen Text *musste* es geben! Als Christen glaubten wir an die Sonntagsheiligung und waren uns sicher, das auch mit einem Bibelvers belegen zu können. Wir mussten ihn nur finden.

Wer konnte, begann in der Bibel zu suchen; die anderen beugten sich und beteten für unseren Erfolg. Jedem wurden einige Abschnitte der Bibel zugeteilt. Sollten wir am Ende den benötigten Text nicht gefunden haben, so sollten wir die jeweiligen Abschnitte tauschen und erneut genau überprüfen.

Doch vergeblich waren die langen Stunden des Bibelstudiums und Gebets – den so dringend benötigten Text fanden wir nicht. Zu unserem Erstaunen stießen wir jedoch auf viele Texte, die den siebten Tag als Gottes heiligen Sabbat erklärten. Nirgends in der Schrift fanden wir einen Hinweis auf die Änderung des Sabbats in einen anderen Tag!

Unsere Kolonie bestand aus 21 Familien – über 100 Menschen. Die ersten zwei Jahre unserer Verbannung waren überaus schwierig, oft ein reiner Überlebenskampf. Viele Menschen starben an Hunger; auch die entsetzlich kalten Winter forderten ihren Zoll an Menschenleben, ohne Rücksicht auf Alter oder Geschlecht. Nur die Härtesten überlebten. Doch unser lebendiger Gott hörte das Schreien seiner Verbannten, wie er es auch in vergange-

nen Zeitaltern getan hatte. In den weiten Einöden Sibiriens war er uns eine tröstende Gegenwart. Nie fühlten wir uns verlassenen oder hoffnungslos.

Während des 19. Jahrhunderts wurde über eine Million der russischen Intelligenzija zum Sterben nach Sibirien verbannt. Es handelte sich dabei nicht um Kriminelle. Diese Menschen forderten lediglich die Freiheit, ihrem Gewissen gemäß zu leben, doch wurde sie ihnen nicht gewährt. Dieses Verlangen nach Freiheit kostete unzählige Tausende das Leben; viele weitere sollten nie mehr in die Zivilisation zurückkehren.

Uns hatte das gleiche Schicksal ereilt. Wir waren eine Gruppe von Christen mit dem einfachen Wunsch, selbst entscheiden zu dürfen, welchen Gott und auf welche Weise wir anbeten. Dafür befanden wir uns nun tief im Herzen Sibiriens. Wilde Tiere und einige kirgisische Stammesangehörige waren unsere einzige Gesellschaft. Die Einheimischen, mit denen wir Bekanntschaft gemacht hatten, waren uns freundlich gesinnt; die Sprache stellte jedoch lange Zeit ein nahezu unüberwindliches Hindernis dar. Sie beherrschten keine europäische Sprache, und wir verstanden kein Wort ihrer Turksprache. Doch war es letztlich nur eine Frage der Zeit und Übung, bis wir recht flüssig miteinander kommunizieren konnten.

Es dauerte ungefähr zwei Jahre, bis wir ihre Sprache wirklich beherrschten. Dann aber rief unser Pastor die Ältesten unserer Gemeinde zusammen und legte ihnen einen Plan zur Missionierung dieser Menschen vor. Der Pastor war sich sicher, dass Gott unsere Verbannung in dieses karge Ödland nicht ohne Grund zugelassen hatte. Er erinnerte uns daran, dass Gottes Wort nie leer zu ihm zurückkehrt, und hielt uns dazu an, den sibirischen Einheimischen unsere christliche Anteilnahme zu bekunden und ihnen von dem lebendigen Gott und seinem geliebten Sohn zu erzählen, der sein Leben als Lösegeld für alle Menschen gegeben hat-

te. Das Interesse der Kirgisen an unserem Lebensstil ermutigte uns, hatten sie doch oft zum Ausdruck gebracht, wie schrecklich unzufrieden sie mit ihrer Lebensweise waren.

Sie konnten weder lesen noch schreiben, doch Gottes Geist wirkt an jedem Herzen. Mehrere Wochen lang besuchten die Ältesten, manchmal in Begleitung ihrer Frauen, das kirgisische Dorf und unterrichteten die Menschen über Gott und den christlichen Lebensstil. Nach einigen Monaten besuchten die Kirgisen unsere kleine Lehmziegelkirche, die wir für den Gottesdienst gebaut hatten. An diesem Punkt führten wir sie tiefer in die drei Hauptlehrpunkte ein, die wir als bunt gemischte Gruppe aus verschiedenen Konfessionen gemeinsam vertraten.

Der erste Punkt war die Existenz eines lebendigen Gottes, der sich persönlich um jeden Kirgisen kümmert. Dank der wunderbaren, unverdorbenen Natur um uns herum, die von Gottes Gegenwart zeugte, war es nicht allzu schwer, sie von diesem Punkt zu überzeugen.

Der zweite Punkt war das Wort Gottes, das als ein Liebesbrief allen Menschen übergeben worden ist, um ihnen Gottes Fürsorge zu bezeugen und sie an ihre Pflichten und Verantwortlichkeiten Gott gegenüber als seine Untertanen zu erinnern. Wir erklärten ihnen, dass zwar Menschen dieses Buch niedergeschrieben haben, es jedoch Gottes Geist gewesen ist, der den Schreibern die Botschaften eingegeben hat. Die Bibel war unser Führer zum himmlischen Land, auf das wir alle warteten, in dem es keine kalten Winter, keine Verbannung und keinen Tod durch Kälte und Hunger mehr geben würde.

Als dritten Punkt zeigten wir ihnen, dass sie nicht mehr den Freitag als Ruhetag halten sollten, wie sie es aus ihrem mohammedanischen Hintergrund gewohnt waren. Vielmehr sollten sie von nun an den Tag des Herrn heiligen, den Sonntag, so erklärten wir ihnen –

ein schwieriges Thema für sie. Dass diese Lehre ihnen unbehaglich war, merkten wir von Anfang an. Außerdem verkündeten wir ihnen noch viele weitere Themen rund um diese drei Hauptlehren, u. a. die Taufe und die Wiederkunft Jesu.

Nach mehreren Wochen des gemeinsamen Gottesdienstes mit den Einheimischen kam dann jener schicksalhafte Tag, an dem uns die drei kirgisischen Stammesführer besuchten und ihr Wortführer von uns verlangte, aus dem heiligen Wort Gottes den Beweis zu erbringen, dass der Mensch Gott am Sonntag anbeten solle. Könnten wir unsere Lehre nicht beweisen, so wäre uns der Tod gewiss!

Hier waren wir nun, zusammengedrängt in unserer kleinen Kirche und unfähig, unseren Glauben anhand der Bibel zu belegen. Alles deutete darauf hin, dass wir tatsächlich falschlagen und Menschen geboten statt dem Gesetz Gottes gefolgt waren! Es gab weder einen Ort, an den wir hätten fliehen können, noch die nötigen Fluchtmittel dazu. Viele weinten und beteten, denn wir waren überzeugt, dass der Morgen uns das Todesurteil bringen würde. Wie wir uns nach Flügeln sehnten, um unseren Verfolgern zu entkommen!

Feierlich erhob sich unser Pastor und gebot Stille: „Meine lieben Glaubensgeschwister, fasst Mut! Gott wird uns in dieser Trübsalszeit nicht verlassen! Aufrichtig haben wir gebetet und die Schrift erforscht, und er hat uns mit einem Edelstein neuer Wahrheit belohnt, der seit Jahrhunderten verborgen war! Meint ihr nicht, wenn wir unseren kirgisischen Brüdern gegenüber ehrlich sind, dass Gott ihre Herzen zugunsten des Glaubens erweichen wird? Zu diesem Zweck hat er uns hierhergesandt, und ob wir leben oder sterben: Seinen Willen müssen wir tun! Seine Wahrheit soll bekannt werden! Vertraut euch ihm an! Morgen werden wir die Wahrheit zugeben, und ich bin sicher: Gott wird mit uns sein!“

Den Rest unserer Gnadenfrist verbrachten wir im Gebet und gelobten Gott,

dass wir den in seinem Wort offenbarten Willen tun würden, sollte er unser Rufen hören und uns am Leben erhalten.

Der Donnerstag kam – vielleicht unser letzter Lebenstag. Passend zur Stimmung verschleierte Wolken die Sonne, als die Bewohner unserer Siedlung sich zu einer letzten Gebetsgemeinschaft in der Kirche versammelten. Gegen Mittag zog eine dicke Staubwolke auf – eine Herde von über hundert galoppierenden Pferden kam über die Steppe auf uns zu! Scharfe Messer schwingend, steuerten unsere einheimischen Nachbarn auf die Kirche zu. Sie wussten genau, wie viele Menschen in unserer kleinen Kolonie lebten, und hatten für jeden von uns einen kirgisischen Reiter geschickt. Es war eine beängstigende Erinnerung an ihr Vorhaben! Sie umringten die Kirche, sprangen von ihren Pferden und warteten, während ihre drei Anführer die Kirche betraten, um unsere Antwort zu hören.

Wir hatten unsere letzte Träne geweint, uns die letzten Worte der Ermutigung zugesprochen und uns gegenseitig versichert, dass wir uns am Auferstehungsmorgen wiedersehen würden, sollte unsere Bitte scheitern. Nun warteten wir still, waren wir doch den Einheimischen und Gott völlig ausgeliefert.

Unser Prediger erhob sich und begegnete den drei Männern in der Mitte des schmalen Ganges. Er sagte ihnen, wir seien in Europa irregeführt worden, man hätte uns falsch gelehrt. Wir hätten das Wort Gottes nun mehrere Male selber durchgelesen und dabei nur Texte gefunden, die nicht den ersten, sondern den siebten Tag als christlichen Sabbat bezeichneten. Zwar werde der erste Wochentag achtmal im Neuen Testament erwähnt, kein einziges Mal jedoch werde ihm irgendeine Heiligkeit zugeschrieben.

„Wir werden keinen Widerstand leisten“, sagte unser Pastor. „Ihr könnt uns töten, wenn ihr wollt, doch wir hoffen und beten, dass ihr euch stattdessen uns anschließt und den wahren Gott an seinem heili-

gen Sabbat anbetet.“ Dann trat er zurück und setzte sich. Die drei Einheimischen beratschlagten sich untereinander, drehen sich um und verließen die Kirche ohne ein einziges Wort. Die kleine Tür fiel ins Schloss.

Dies schien uns kein gutes Zeichen zu sein. Einige Augenblicke saßen wir still vor Gott. Nur gelegentliches Schluchzen unterbrach die Stille. Während wir warteten, schien die Zeit stillzustehen und uns niederzudrücken. Plötzlich öffnete sich die Tür, und die drei Männer kamen wieder herein. „Habt keine Angst“, sagten sie. „Wir werden euch nicht töten. Wir sind zurückgekommen, um uns euch anzuschließen. Wir werden alle am siebten Tag Gott anbeten, wie euer heiliges Buch es sagt.“

Dann erklärte uns Hammemba, der Häuptling und Wortführer, warum sie uns überhaupt diese Frage gestellt hatten. Als die Karawane einheimischer Priester in ihr Dorf kam und wie gewöhnlich die Hautopfer in Empfang nehmen wollte, hatten die Kirgisen ihnen nichts zu geben. Als sie erklärten, dass sie aufgrund ihrer Freundschaft mit den christlichen Verbannten keine Menschen mehr gehäutet hatten, fragte der Priester: „O, dann seid ihr wohl Christen geworden?“

„Ja“, erwiderten die Einheimischen.

„Dann haltet ihr nun bestimmt nicht mehr den Freitag, sondern habt mit der Heiligung ihres Sonntags begonnen, so wie sie es euch beigebracht haben?“

„So ist es“, lautete die Antwort.

Der oberste Priester baute sich zur vollen Größe auf, während sich langsam ein Lächeln auf seinem Gesicht zeigte. „Ihr Narren! Geht und fragt eure weißen Freunde, ob sie euch beweisen können, dass ihr Gott sie zur Heiligung des ersten Tages auffordert. Können sie es nicht, dann bringt mir ihre Häute, denn sie sind Lügner!“

Die einheimischen Priester hatten schon vorher von der Bibel gehört, einige hatten sie sogar studiert. Sie sagten den

Kirgisen, unsere Häute seien ihnen sicher, weil die Christen niemals einen Beweistext finden könnten. Dann, als die Einheimischen schon auf unsere Antwort warteten, erklärten die Priester ihnen, dass wir statt dem ersten den siebten Tag halten müssten, wenn wir es als Christen wirklich ehrlich meinten und so leben wollten, wie Gott es vorschrieb (sie betrachteten die meisten Weißen als Lügner).

Nun hatten diese Einheimischen das ehrliche Bekenntnis unseres Predigers gehört, dass wir alle irregeführt worden waren und unser Buch tatsächlich den siebten Tag als Sabbat des Herrn zeigte. Daraus mussten sie schließen, dass wir trotz unserer Hautfarbe ehrlich waren. Sie wollten selbst auch wirklich Christen sein, ihnen waren Hautopfer und dergleichen mittlerweile zuwider. Unter der Aufsicht der heidnischen Priester war ihr Leben nicht besser geworden; wir hingegen hatten sie in vielen Dingen vorangebracht, ohne dafür eine Gegenleistung zu erwarten.

Nachdem sie uns diese Geschichte erzählt hatten, erklärten sie ihren Wunsch, echte Christen zu sein und den heiligen Lehren der Bibel zu folgen. Sie kehrten in ihr Dorf zurück und schickten die Priester fort mit der Begründung, dass sie keine Hautopfer mehr bringen würden. Am nächsten Samstag – Gottes heiligem Sabbat – feierte unsere kleine Kolonie in unserer bescheidenen Lehmziegelkirche gemeinsam mit den Kirgisen Gottesdienst.

TEIL 2: DER GEHEIMNISVOLLE FREMDE

Nach den unbeschreiblich schlimmen Jahren in der sibirischen Verbannung kehrten wir zurück in unsere frühere Heimat in der Ukraine, einem wunderschönen Gebiet im Westen Russlands. Einige Verbannte waren schon vor uns zurückgegangen, andere sollten noch kommen. Viele jedoch erblickten ihre Heimat nie mehr. Zahlreiche Familien blieben gänz-

lich verschollen. Die Rückkehrer waren froh, sich wiederzusehen, und verbrachten lange Abende mit Erzählungen über ihre atemberaubenden Erlebnisse.

Natürlich lagen unsere früheren Häuser in Trümmern. Doch wir waren in der Heimat und konnten Neues bauen – und das taten wir auch. Unsere ehemalige, schöne Baptistengemeinde bauten wir ebenfalls wieder auf. Begeistert waren wir bei der Sache, denn wir dachten, es seien bessere Zeiten gekommen und wir könnten wieder wie früher leben. Doch wir irrten uns. Die politischen Unruhen nahmen zu. Die alte Zarenherrschaft war gestürzt worden, und die Reformen unter Kerenski waren verklungen.

Es gab viele politische Parteien, die sich gegenseitig bekämpften. Das resultierte in einer richtigen Revolution. Jahrelang lebten wir wie im Kreuzfeuer. Oft zogen die Revolutionäre wochenlang umher, schossen, plünderten, kämpften und zerstörten nicht nur ihre Gegner, sondern auch Land, Häuser und Familien. Als Lenin an die Macht kam, wurde es langsam ruhiger. Unter diesen Umständen hatten wir unser Versprechen an Gott völlig vergessen. Wir hatten nicht mehr daran gedacht, den Sabbat heiligzuhalten.

Keiner teilte den Glauben unserer Familie, und wir wollten natürlich nicht auffallen. In unserer Umgebung gab es keine Sabbathalter. Die einzigen Menschen, von denen wir wussten, dass sie den Sabbat hielten, waren Juden – wir waren aber keine Juden.

Es gab noch immer zivile Unruhen. Mein Vater war Leiter einer Untergrundbewegung. Er berief eine *Hromada* (Versammlung) aller Untergrundbewegungen der Gegend ein. Sie trafen sich an einem geheimen Ort, der vor Eindringlingen gut geschützt war. Mehrere unauffällig bewaffnete Männer bewachten ihn, sodass sich niemand nähern konnte.

Als mein Vater eines Abends eine solche Versammlung verabschiedete, bemerkte er, wie ein Fremder den Raum

betrat – ein gutaussehender, junger Mann mit großem Schnurrbart. Er schaute meinen Vater an und schien etwas sagen zu wollen, schwieg jedoch. Die Versammlung war bereits beendet, und überall gingen Menschen herum. Vater wollte hinlaufen, um herauszufinden, wer dieser Mann war. Doch als er die Tür erreichte, war er schon fort. Kein anderer hatte ihn bemerkt, nicht einmal die Wachen.

Mein Vater war sehr beunruhigt über diesen Vorfall und ließ die Wachen nach ihm suchen, doch keiner konnte den Fremden finden. Es war, als ob ein Geist erschienen und wieder verschwunden war. Vater berichtete uns zu Hause von dem Vorfall. Wir waren alle sehr besorgt, ganz besonders Mutter. Derartige Dinge machten ihr große Angst, und sie fragte immer wieder: „Warum hast du den Wachen kein Zeichen gegeben, ihn zu ergreifen und seine Identität festzustellen? Warum hast du das und jenes nicht getan?“ Sie nervte Vater sehr mit ihren unaufhörlichen Fragen. Jeden Tag machte sie sich selbst und allen anderen Sorgen. Jede Nacht befürchteten wir, Fremde könnten kommen und uns verhaften. Untergrundmitglieder wurden nach der Festnahme sofort erschossen, das wussten wir.

Niemand war schöner und liebenswerter als meine Mutter, doch auch Mütter machen manchmal Fehler. Als sie schließlich merkte, dass sie bei meinem Vater nichts erreichte und auch nichts an dem Vorfall mit dem Fremden ändern konnte, beschlossen meine Eltern gemeinsam, die Sache ins Gebet zu nehmen. Wir beteten jeden Morgen und Abend, der Herr möge diesen Mann zu uns zurückschicken. Das war fünf Wochen vor Ostern.

Donnerstagnacht vor Ostern träumte mein Vater, wie der Fremde in unserer Kirche saß, während er selbst den Chor dirigierte. Er erzählte uns den Traum und sagte am Sonntagmorgen zu Mutter: „Bleib du zu Hause und bereite eine Ostermahlzeit; ich nehme die Kinder zum Oster-

gottesdienst mit.“ Sie stimmte zu. Vater, meine Schwester und ich stiegen in den Wagen und fuhren zur Kirche. Es war ein wunderschöner Sonntagmorgen. Wir hatten gebetet, und ich war überzeugt, dass Gott unsere Gebete beantworten würde.

Nachdem Vater den Chor geleitet hatte, setzte er sich auf das Podium. Er musterte die Gesichter der 1200 Gottesdienstbesucher, doch den Fremden konnte er nicht finden. Er durchsuchte jede Reihe. Viele Menschen kannte er; einen Fremden würde er mit Leichtigkeit entdecken. Doch den jungen Mann mit dem großen, schönen Schnurrbart konnte er nicht ausmachen.

Als die Predigt sich dem Ende näherte und Vater sich auf das Dirigieren des Schlussliedes vorbereitete, sah er ihn plötzlich: den gutaussehenden, jungen Mann mit den schönen, blauen Augen und dem großen Schnurrbart. Er saß neben einem Pfeiler in der Nähe des Seitenausgangs. Sein Herz begann zu klopfen. Dankbar flüsterte er ein kurzes Gebet und lobte Gott für diese Gebetserhörung. Genau diesen Mann hatte er im Traum gesehen.

Nach dem Gottesdienst ging er schnell zum Seitenausgang, fasste den jungen Mann beim Arm und sagte: „Junger Mann, Sie kommen heute mit mir nach Hause!“ Der Fremde antwortete: „Gerne – genau deshalb bin ich hergekommen!“

Wir stiegen alle in den Wagen und machten uns auf den Heimweg. Unterwegs sagten wir nicht viel. Der Fremde erzählte unserem Vater nur, er habe in der vergangenen Donnerstagnacht geträumt, dass er heute in diese Kirche kommen solle. Da er weit entfernt wohnte, hatte er unsere Kirche noch nie besucht.

Mutter hatte unsere bescheidene Mahlzeit schon fertig. Wir litten oft Hunger, viele Menschen verhungerten sogar. In der Revolutionszeit verloren die Menschen alles, was sie hatten. Die neue Regierung war Christen nicht gerade freundlich gesinnt, was zu viel Entbehrung unter der

[christlichen] Bevölkerung führte. Doch meine Mutter hatte zubereitet, was vorhanden war – für uns war es eine Oster-sonntags-Mahlzeit. Nach dem Essen begann der junge Mann zu erzählen, und wir erfuhren, wer er war: Ein adventistischer Laienarbeiter namens Kelm, der am siebten Tag den Sabbat hielt. Das war uns natürlich neu – ein nichtjüdischer Sabbathalter in diesem Teil Europas! Wir erzählten ihm von unseren Erfahrungen in Sibirien mit den Einheimischen und wie wir vom Sabbat erfuhren. Wir sagten ihm auch, dass wir den Sabbat seit der Rückkehr in unsere europäische Heimat nicht mehr gehalten hatten, da er überhaupt nicht in unser Leben passte. Damit begann eine Reihe von Bibelstunden bei uns zu Hause.

In der nächsten Woche besuchte Herr Kelm uns erneut. Wir hatten fünf benachbarte Familien zum Studium dieser wunderbaren Botschaft eingeladen. Wir erzählten ihnen unsere Erfahrung in Sibirien und erklärten, die Bibel sei wirklich wahr, obwohl wir sie nicht in allen Einzelheiten auslebten. Wir wollten uns der Bibel zuwenden und vertrauen, dass Gott uns segnen würde, wenn wir Ihm genauer gehorchten. Nach mehreren Wochen Studium mit Herrn Kelm zog sich eine Familie zurück; wir anderen setzten die Bibelstunden noch für längere Zeit fort.

Wir waren fest davon überzeugt, die Wahrheit gefunden zu haben. Außer dem Sabbat studierten wir noch viele andere biblische Themen, u. a. den Zustand der Toten, das Millennium, gesundes Leben etc. Das alles schien uns richtig und gut zu sein. Außerdem war es eine Gebetserhörung. Wir hatten Gott um Licht gebeten – jetzt war es gekommen!

Was sollten wir tun? Unsere Familien trafen eine gemeinsame Entscheidung. Wir versprachen Gott und einander, vereint den Spuren unseres Erlösers zu folgen. In einer Woche sollte Herr Kelm mit einigen Begleitern, die uns gemeinsam mit ihm unterrichtet hatten, zu unserer

letzten Bibelstunde kommen, um uns auf die Taufe in der Adventgemeinde vorzubereiten.

Doch dann geschah etwas Überraschendes: Mein Vater und die vier benachbarten Männer entschieden sich gemeinsam, sich *nicht* taufen zu lassen. Gegen Abend des vereinbarten Tages kam Herr Kelm mit zwei Freunden, um uns die letzte Bibelstunde zu geben. Vater reparierte das Dach, ich half ihm dabei. Wir sahen die drei Männer den Hügel herunterkommen. Als sie sich unserem Garten näherten, rief mein Vater ihnen vom Scheunendach zu, den Garten nur ja nicht zu betreten, sondern schnellstens wieder zu verschwinden. Er sagte, dass wir nichts mit Adventisten zu tun haben wollten, sie seien vom Teufel und hätten uns falsche Lehren verkündigt. Wir wollten nichts mehr von ihnen wissen, sie sollten gehen!

Die drei trauten ihren Ohren nicht. Als sie doch das Gartentor öffnen und eintreten wollten, drohte Vater, den Hund loszulassen. Erst jetzt merkten sie, dass es ihm ernst war. Über den Gartenzaun hinweg versuchten sie ein Gespräch mit ihm zu beginnen, doch ohne Erfolg. Sie kehrten um und gingen zu einigen abgelegenen Büschen, etwa einen Häuserblock entfernt, wo sie sich hinknieten und beteten. Nach einiger Zeit standen sie auf und traten den Rückweg an. Es sollte ihr letzter Besuch gewesen sein.

Mutter hatte das ganze Geschehen beobachtet und war zutiefst unglücklich. Sie weinte wie ein Kind, nicht nur um diese Menschen, deren Herz wir gebrochen hatten, sondern auch um unsere eigenen Seelen. Sie befürchtete, wir seien verloren, für immer verloren. Als Vater vom Dach kam, wartete Mutter bereits, um den Vorfall mit ihm zu diskutieren. Doch das änderte nichts – Vater hatte gesprochen.

TEIL 3: ENTSCHLUSS MIT FOLGEN

Wochen und Monate vergingen. Die fünf Männer, die ihre Herzen von Gott abge-

wandt hatten, schienen Frieden zu haben – zumindest oberflächlich. Nicht so die Mütter und Kinder, die an den Bibelstunden teilgenommen und so wunderbare Wahrheiten gelernt hatten. Von Zeit zu Zeit sprachen wir gemeinsam über dieses schreckliche Erlebnis.

Eines Abends trafen sich zwei Nachbarsfamilien mit uns. Meine Mutter konnte nicht schweigen und erinnerte meinen Vater erneut an die schreckliche Tat, die er diesen freundlichen Menschen und Gott angetan hatte. Im Stillen war sie ständig am Beten, dass Gott das eigensinnige Herz meines Vaters veränderte. Mit den Müttern und Kindern der zwei Familien verabredeten wir uns öfters, um über diese Wahrheiten zu reden, die Bibel zu studieren und zu beten, dass Gott uns hilft, das neue Licht anzunehmen.

Eines Tages trafen sich auch Vater und die zwei anderen Nachbarväter mit uns, um über dieses merkwürdige Ereignis zu reden. Meine Mutter hatte erkannt, dass es nutzlos war, meinen Vater immer wieder darauf anzusprechen, da es ihn nur verärgerte. So betete sie einfach mit uns. Wir knieten oft zu dritt nieder und baten den Herrn, uns zu helfen, dem Ruf des Heiligen Geistes zu folgen, da wir doch gerettet werden und in Gottes Reich eingehen wollten.

An jenem Abend entschieden sich unsere drei Familien, diese Lehre anzunehmen. Die zwei fehlenden Nachbarsfamilien wollten wir dazu auffordern, sich uns anzuschließen. Von nun an wollten wir eine klare Haltung einnehmen und beschlossen, dass uns nichts mehr beeinflussen sollte – Gott allein sollte unser Führer und die Bibel unser Lehrbuch sein!

Die anderen zwei Nachbarn jedoch wollten sich uns nicht anschließen. Einer von ihnen, Herr Grenke, wurde sogar richtig wütend über unsere Entscheidung. Er schwor meinem Vater und uns, dass er keine Sabbathalter als Nachbarn dulden würde – er würde sie töten! Herr Gren-

ke und mein Vater waren beide Älteste in der Baptistengemeinde und langjährige Freunde. Vor der Revolution waren sie Offiziere in der Armee gewesen. Sie standen sich sehr nahe. Und nun schwor dieser Mann, uns alle umzubringen, sollten wir Siebenten-Tags-Adventisten werden!

Es war Weihnachtszeit. In der Nacht vor Heiligabend waren fünf Zentimeter wunderschöner, weißer, frischer, fluffiger Schnee gefallen. Damals besuchte ich die Berufsschule. Am frühen Nachmittag holte mich mein Vater ab, damit ich den Weihnachtsabend zu Hause sein konnte. Er hatte unsere zwei Pferde vor den Doppelschlitten gespannt. Wir saßen auf einem Brett über der Verkleidung und unterhielten uns über die schwierige Zeit und was die Zukunft wohl für uns bereithielt. Unsere Pferde liefen auf eine große Eiche zu, die ihre Äste endlos weit auszustrecken schien. Nicht im Entferntesten dachten wir an Gefahr. Wir waren ganz in unser Gespräch und unsere Gedanken vertieft. Doch als die Tiere die Eiche erreicht hatten, sprang plötzlich Herr Grenke hinter dem Stamm hervor, griff in die Zügel und brachte die Pferde zum Stehen.

Er kam gleich zur Sache: „Du weißt, Sam, ich habe dir schon oft gesagt, dass kein Sabbathalter mein Nachbar sein darf. Heute werde ich meine Ankündigung wahr machen und euch beide töten.“ Inzwischen war er näher an den Schlitten herangetreten; die Zügel hielt er immer noch fest. Auf der Schulter trug er einen großen Knüppel, den er jetzt auf Vater richtete, während er eine endgültige Antwort von ihm forderte. Von seiner Position aus hätte er uns beide mit einem Schlag treffen können. Er war ein starker Mann. Bis drei wollte er zählen und dann zuschlagen. Wir versuchten, ihm gut zuzureden, doch unsere Worte schienen auf taube Ohren zu fallen – er wollte seine Drohung wahr machen! Vater streifte sich schnell seinen schweren Fellmantel von den Schultern, um besser kämpfen zu können. Herr Grenke zählte: „Eins ... zwei ... drei!“, und

wollte uns den tödlichen Schlag versetzen – doch er traf nur das Brett, auf dem wir saßen. Die Wucht des Aufpralls verletzte seine eigene Hand, und der Knüppel fiel zu Boden.

Vater war zwar nur ein kleiner Mann, dafür aber wendig. Er sprang auf und griff Grenke am Kragen. Ich rutschte vom Schlitten und rannte meinem Vater zu Hilfe. Die zwei Männer standen sich gegenüber, mein Vater hielt Grenke noch immer am Kragen. Grenke schlang seinen starken Arm um Vaters Hals und versuchte, ihm das Genick zu brechen. Vater verstärkte den Druck am Kragen und schnürte Grenke die Luft ab, der dadurch seinen Arm lösen musste. Daraufhin ließ Vater wieder lockerer, damit Grenke etwas atmen konnte. Erneut versuchte Grenke, mit seinem mächtigen Arm Vaters Nacken zu brechen. Wieder schnürte Vater ihm die Luft ab, bis er weiß wurde und der Ohnmacht nahe war, dann ließ er ihn etwas Luft holen.

Auge in Auge fochten diese zwei preußischen Offiziere ihren Todeskampf aus. Jedes Mal, wenn unser Nachbar Vaters Nacken zu brechen versuchte, schnürte der ihm die Luft ab. Schließlich fragte Vater ihn, ob er seine Absicht aufgäbe. Als er bejahte, zog Vater ihn hoch und legte ihn auf den Schlitten. Wir fuhren ihn nach Hause und sahen ihn nie wieder.

Das war zwar nicht das Ende unseres Konflikts, aber es war der Anfang eines neuen Lebens in Christus. Wir waren fester entschlossen denn je, für die Wahrheit einzustehen. Nichts in der Welt ist wichtiger, das hatten wir gelernt. Das Leben ist so kurz und kann nur durch den Dienst unserem Schöpfer gegenüber glücklich werden. Gemeinsam mit unseren zwei Nachbarnfamilien hielten wir fortan den Sabbat.

Nun war der Wunsch da, unsere adventistischen Freunde wiederzusehen, doch wir wussten nicht, wo sie wohnten. Sie hatten uns zwar über längere Zeit besucht, doch nach ihrem Wohnort hatten wir nie

gefragt. Wir kannten nur die ungefähre Richtung und die Kolonie, in der sie möglicherweise lebten. Also beteten wir, dass Gott uns ihren Aufenthaltsort zeigen würde. In dieser Woche träumte Vater, er solle einen etwa 20 km entfernten Markt besuchen. Auf diesen Basar gingen wir öfters, er fand dienstags statt. Dort angekommen, fragte Vater einige Juden über die sogenannten Adventisten, die den Sabbat heiligten. Die Juden kannten sie gut und erklärten meinem Vater genau, wo sie zu finden seien.

Am nächsten Sabbat standen wir früh auf, ebenso unsere zwei Nachbarfamilien. Wir wollten den Weg zu Fuß zurücklegen, da wir unsere Pferde nicht mehr als fünf Kilometer von unserem Wohnort entfernen durften. Gegen 9:30 Uhr erreichten wir ein Bauernhaus. Alles war so still, dass wir dachten, keiner sei zu Hause. Vater klopfte aber doch an die Tür. Und wer stand vor uns, als die Tür aufging? Herr Kelm! Worte können nicht beschreiben, was wir bei diesem Wiedersehen empfanden. Viele Tränen flossen. Schließlich versammelten wir uns zur Sabbatschule. Es waren bereits rund 15 Menschen dort, als wir mit ungefähr 10 Personen dazukamen. Wir wurden herzlich begrüßt, umarmten und küssten einander und hatten dann zusammen Sabbatschule und Gottesdienst.

Wir wurden eingeladen, uns dieser Gruppe anzuschließen, was wir auch gerne tun wollten. Aber Vater sagte: „Wir sind doch Baptisten. Wir sind bereits getauft worden, darum möchten wir uns nicht noch einmal taufen lassen.“ Meine Schwester und ich dagegen waren uns

einig, dass wir nach all den durchlebten Kämpfen auf der Suche nach dieser wunderbaren Wahrheit nichts mehr mit unseren alten Verbindungen zu tun haben wollten, und baten um die Wiedertaufe.

An einem wunderschönen Sabbatmorgen wurden meine Schwester und ich sowie einige unserer Nachbarn getauft. Meine Eltern warteten noch zwei weitere Monate, bevor auch sie sich taufen ließen. Natürlich trennte uns das unweigerlich von unserer geliebten Baptistengemeinde. Weil wir keine Kapelle hatten, feierten wir unsere Gottesdienste nun zu Hause.

Diese Hauskreise wurden jedoch illegal, als ein neues Gesetz in Kraft trat, demzufolge sich nicht mehr als zwei Nachbarn gleichzeitig versammeln durften. Also mussten wir andere Versammlungsorte finden. Das stellte sich als schwierig heraus. Oft trafen wir uns an versteckten Orten in den Wäldern, manchmal zwischen den felsigen Klippen. Viel singen konnten wir nicht, sonst hätte man uns gehört. Doch wir konnten gemeinsam die Bibel studieren und beten. Wir baten Gott, der in der Vergangenheit so gut zu uns gewesen war und auf den wir unser ganzes Vertrauen gesetzt hatten, uns bis ans Ende zu führen.

Ich danke Gott jeden Tag meines Lebens für den lebendigen Glauben an Ihn, der die Macht hat, seine verirrt Kinder zu retten! Er hat uns ein ewiges Zuhause bei sich versprochen, wenn wir ihm bis ans Ende unserer Lebensreise hier auf Erden treu sind. □

Quelle: www.amazingfacts.org/media-library/book/e/23/t/death-watch-in-siberia